

## Spiegelungen – Die Gottesfrage in der Literatur buchstabiert: Religionsdidaktische Reflexionen

Georg Langenhorst

Keine Frage: Im Zentrum religiösen Lernens im Kontext einer monotheistischen Religion *muss* die Auseinandersetzung mit der Gottesfrage stehen.<sup>1</sup> Unabhängig davon, ob und wie diese Frage im Leben der Lernenden tatsächlich zentral verankert ist, können Judentum, Christentum und Islam von ihrem Selbstanspruch her ihre Grundüberzeugung – den Glauben an den einen Gott – weder zur frei verfügbaren Disposition stellen noch marginalisieren. Dabei stellt sich jedoch ein theologisch wie religionspädagogisch immer noch unzureichend reflektiertes Problem: In welcher *Sprache* lässt sich heute so von Gott reden, dass einerseits die Jahrhunderte alte Tradition der systematischen Reflexionen der Theologie, andererseits die Sprachwelten heutiger Kinder, Jugendlicher und Erwachsener Berücksichtigung finden? Beide Sphären scheinen fast berührungslos nebeneinander zu existieren.<sup>2</sup> Die Suche nach noch so kleinen Schnittmengen bleibt genauso unergiebig wie der Aufweis von weit abstrahierten Parallelstrukturen oder die ständige Mahnung nach äußerlich immer neu zu aktualisierender Theologensprache.

---

<sup>1</sup> Vgl. grundlegend: Langenhorst, Georg, *Kinder brauchen Religion*.

<sup>2</sup> Vgl. Altmeyer, Stefan, *Fremdsprache Religion?*

## 1 Analoge Sprache als einzig angemessener Modus der Rede von Gott

Dieses Problem kann man schlicht ignorieren. Unter Absehung von jeglicher gesellschaftssensibler und sprachhermeneutischer Reflexion kann man durchaus gebetsmühlenartig alte Sprachformeln entweder schlicht wiederholen oder in adaptiver Absicht formal zu modernisieren trachten. Das sind die Vorgehensweisen fast aller Katechismen. Dabei wird jedoch – neben anderen Frag-Würdigkeiten – ein zentrales Grundprinzip zumindest des christlich-theologischen Selbstverständnisses ignoriert. Selbst dogmatisches, also lehramtlich fixiertes Nachdenken über Gott ist sich der Grundbedingungen theologischen Sprechens bewusst: Über Gott kann man immer nur in *analoger Sprache* reden, einer Sprache, die immer Annäherung bleibt. Gott lässt sich nicht definieren, analysieren, detailliert beschreiben wie ein Gegenstand der Schöpfung oder wie eine menschliche Person. Um diese Grundeinsicht zu fixieren, wurde ein Lehrsatz entwickelt, der zu dem mystischen Sprachmittel des Paradoxons greift. Denn das ist schon paradox: Ein Lehrsatz definiert, dass etwas nicht zu definieren ist! So nämlich hat das Zweite Laterankonzil im Jahr 1215 die Lehre von der analogen Erkenntnis formuliert: »Zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen keine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.«<sup>3</sup>

Das heißt aber doch: Was immer unser (geschöpflicher) Verstand ausdenken mag über Gott (den Schöpfer): Es ist immer mehr falsch als wahr! Stets ist die Unähnlichkeit, das Unpassende größer als das Ähnliche, Passende. Und doch *können* wir nur so »Gott denken«! Und doch *dürfen* wir so von Gott denken, denn eine andere Denkart ist uns nun einmal nicht gegeben! Unter dieser Vorgabe jedoch sind durchaus positive und affirmative menschliche Aussagen über Gott möglich. Theolog/-inn/en wie Religionspädagog/-inn/en sollten sich nicht nur

---

<sup>3</sup> DH 806.

bewusst machen, dass diese offiziell kirchliche Analogielehre »das erste, letzte und umfassende Grundgesetz jeder möglichen Theologie«<sup>4</sup> darstellt, sondern die Konsequenzen dieser Einsicht auch klar benennen. Papst Franziskus ruft nachdrücklich in Erinnerung: Beim »Suchen und Finden Gottes in allen Dingen bleibt immer ein Bereich der Unsicherheit«. Jede Glaubensgeschichte und Glaubenserklärung muss deshalb immer »Platz für den Zweifel«<sup>5</sup> lassen, sonst degeneriert sie zur Ideologie.

## 2 Gottesrede in der Gegenwartsliteratur – ein vielstimmiger Chor

Wenn es also darum geht, analoge Sprache in der Annäherung an Gott kennenzulernen und einzuüben, kann eine Sprachform hilfreich werden, die sich auf ihre Art um eine Annäherung an Wirklichkeit und Möglichkeit bemüht: die Sprache der Dichtung. Sie kann dabei helfen, Grundprinzipien und Verfahren analogen Redens wahrzunehmen und selbst zu praktizieren. Das Nachspüren der Besonderheiten ihres sprachlich-inhaltlichen Zusammenspiels kann ein Verstehen dafür fördern, wie religiöse Sprache im Modus der Analogie von Gott redet.

Auffällig ist zunächst, wie vielfältig, unbefangen und kreativ allein die deutschsprachige Gegenwartsliteratur den Bereich Religion in ihren Kosmos integriert.<sup>6</sup> Über Gottesfrage und Religion kann man schreiben in der Sprache des feinfühlig nachgezeichneten Alltags (wie etwa Hanns-Josef Ortheil oder Ralf Rothmann); Religion lässt sich thematisieren in der Erinnerung an die Faszination von Liturgie (wie etwa bei Arnold Stadler oder Ulla Hahn); Religion wird geschildert als Teil repressiver Lebenszwänge (wie etwa bei Friedrich Christian Delius oder Josef Winkler); über Religion lässt sich schreiben im Modus des Grotesk-Surrealen, des Absurd-Komischen (wie etwa bei Si-

---

<sup>4</sup> Vorgrimler, Herbert, Wörterbuch, 37.

<sup>5</sup> Spadaro, Antonio, Interview, 60.

<sup>6</sup> Vgl. Langenhorst, Georg, Wort Gott.

bylle Lewitscharoff und Felicitas Hoppe); Religion wird literarisch gestaltet in der Sprache des selbstverfassten Mythos (wie etwa von Patrick Roth); Religion kann als Teil von Wahrnehmung und Ausdruck erlebter oder erdachter Wirklichkeit und Möglichkeit gestaltet werden (wie etwa bei Hans Magnus Enzensberger oder Michael Krüger); Religion wird zur fasziniert entdeckten Dimension von Fremdheit und Fernsucht (wie etwa bei Adolf Muschg, Christoph Peters oder Barbara Frischmuth); Religion wird anhand von Pfarrergestalten thematisiert, seien diese katholisch (wie etwa bei Petra Morsbach) oder evangelisch (wie etwa bei Dieter Wellershoff oder Ulrike Draesner).

Wir konzentrieren uns im Folgenden auf zwei lyrische Entwürfe, die ganz explizit religiöse Rede aufgreifen und als religiöse Dichtung verfasst sind. Keineswegs repräsentieren sie *den* Umgang der zeitgenössischen Literatur mit Religion und Gottesfrage. Eine solche Engführung ist im Signum der Pluralität unserer Zeit völlig unmöglich. Zwei völlig eigenständige, auf ihre jeweilige Art jedoch herausragende Stimmen kommen zu Wort, die exemplarische Einblicke ermöglichen, nicht repräsentative.

### 3 Andreas Knapp – Poetische Sprachversuche der *via positiva*

Der Lebenslauf von *Andreas Knapp* (\*1958) ist ungewöhnlich: Alles lief auf eine glänzende katholische Karriere hinaus: Theologiestudium in Freiburg und Rom, Priesterweihe, Promotion, Tätigkeiten als Studentenpfarrer, als Regens des Freiburger Priesterseminars. Doch dann der Bruch, der bei genauem Hinsehen keiner war, sondern sich untergründig angedeutet hatte. Knapp wendete sich ab von dem vorgespurten Weg in die kirchliche Hierarchie und schloss sich den »kleinen Brüdern vom Evangelium« an, einer nur wenig verbreiteten geistlichen Gemeinschaft, die sich dem spirituellen Erbe Charles de Foucaulds (1858–1916) verpflichtet weiß. Mehrere Jahre lang verbrachte er als Armer unter Armen in Frankreich und Bolivien. Seit einiger Zeit lebt er nun in Leipzig, geht dem Brotberuf eines Fabrik-

arbeiters nach, zugleich ein Priester und Poet, ein Pfarrer und Schriftsteller, ein Arbeiter mit Hand, Stift und Seele.

Knapps Texte zählen zu den am weitesten verbreiteten und sprachlich eindrucksvollsten Beispielen von spiritueller Poesie in unserer Zeit. Im Würzburger Echterverlag sind mehrere Gedichtbände erschienen, inzwischen zum größten Teil in immer wieder neuen Auflagen: »Weiter als der Horizont. Gedichte über alles hinaus« (2002), »Brennender als Feuer. Geistliche Gedichte« (2004), »Tiefer als das Meer. Gedichte zum Glauben« (2005), »Gedichte auf Leben und Tod« (2008), »Höher als der Himmel. Göttliche Gedichte« (2010) sowie ganz aktuell »Heller als das Licht. Biblische Gedichte« (2014). Knapps Gedichte sind unmittelbare geistliche Lyrik, immer wieder zentral bezogen auf die Bibel oder das Kirchenjahr, auf Heilige wie Franz von Assisi oder auf religiöses Brauchtum. Die Bände bestehen aus Meditationen oder geistlichen Reflexionen, Gedankenpoesie oder lyrischen Gebeten. All das setzt einen religiösen Kosmos voraus und zielt in eine religiös gedeutete Welt hinein.

Knapp weiß, was Sprache heute kann und darf. Er fällt nicht zurück in inhaltliche oder formale Vorgaben der klassischen christlichen Literatur der 1950er Jahre, die damals ihre Stimmigkeit und Passgenauigkeit hatten, heute aber fragwürdig, anbiedernd und klischeehaft wirken müssten. Keine Rückkehr zu einer kirchlichen Bestätigungsdichtung, kein Rückgriff auf weitgehend verbrauchte lyrische Stilmittel wie Reim, Strophik, stereotype Bildworte. Knapp ist beides: ein Sprach- und ein Gottsucher, der gleichzeitig sucht und bereits gefunden hat – sowohl eine Sprache, denn seine Gedichte sind in einem nun schon klar erkennbaren »Knapp-Ton« gehalten, als auch den Glauben, denn seine Texte verbleiben nicht in Zweifel und Unbestimmtheit, wagen Affirmation und Bestätigung.

Im Gedichtband »Tiefer als das Meer« (2005) meditiert Knapp Wort für Wort, Begriff für Begriff das große Glaubensbekenntnis, das »Credo«. Wie folgt, lautet der Text zu »Ich glaube an Gott«<sup>7</sup>.

---

<sup>7</sup> Knapp, Andreas, Tiefer als das Meer, 10.

## Gott

Unwort der Jahrtausende  
 blutbesudelt und missbraucht  
 und darum endlich zu löschen  
 aus dem Vokabular der Menschheit

Redeverbot von Gott  
 Getilgt werde sein Name  
 die Erinnerung an ihn vergehe  
 wie auf Erden so im Himmel

wenn unsre Sprache aber  
 dann ganz gottlos ist  
 in welchem Wort  
 wird unser Heimweh wohnen

wem schreien wir noch  
 den Weltschmerz entgegen  
 und wen loben wir  
 für das Licht

In einer Transformation des »Vater Unser« beschreibt das in vier mal vier Versgruppen geteilte Gedicht zunächst nicht nur den Prozess des Verschwindens des Wortes »Gott«, sondern mit dem Wort auch die Dimension, für die es steht. Die beiden letzten Versgruppen gehen über die zuvor gerade von Schriftsteller/-inne/n vielfach formulierte Forderung eines bewussten Verzichts auf dieses Wort hinaus. Was, wenn deren Forderung, das unendlich missbrauchte »Wort ›Gott‹ für eine Weile aus dem Verkehr«<sup>8</sup> (Heinrich Böll) zu ziehen, wirklich in unserer Gegenwart dazu geführt hätte, dass das Wort und seine Bedeutung »getilgt« worden wären? Die Vision kehrt sich um: Eine gottlose Sprache, eine gottlose Welt – wohin wendet sich dort ein Heimweh, das nicht einfach innerweltlich befriedigt werden

<sup>8</sup> Böll, Heinrich, in: Kuschel, Karl-Josef, Weil wir uns, 68.

kann? Mit vielen anderen Dichter/-inne/n fragt Knapp: Wohin richten sich dort Klage und Lob? Das Gedicht beschwört so implizit die Notwendigkeit – nach aller Religionskritik, nach aller Institutionskritik, nach aller Gotteskritik – Wort und Dimension Gottes neu und anders lebendig werden zu lassen. Aus dem gleichen Gedichtband stammt der folgende Text,<sup>9</sup> der den Blick darauf wendet, dass dieses Wort Gott christlichem Verständnis zufolge im Blick auf Jesus noch einmal eine grundlegend neue Dimension gewinnt:

### Jesus Christus

nicht neunundneunzig namen  
die den unaussprechlichen  
doch nicht benennen  
in diesem namen aber  
Du selbst bist es

nicht tausend götterbilder  
die den unsichtbaren  
doch nicht zeigen  
in diesem menschen aber  
Dein gesicht

nicht in alltagsfernen tempeln  
die der unfassbare  
doch nicht bewohnt  
in diesem leib und leben aber  
ist Dein geheimnis wie daheim

nicht formeln und begriffe  
die dem unbegreiflichen sich  
doch nicht nähern  
mit diesen händen aber  
berührst Du Deine welt

---

<sup>9</sup> Knapp, Andreas, *Tiefer als das Meer*, 19.

nicht viele fromme reden  
 die den unsagbaren  
 doch nicht verkünden  
 in dem mann aus galiläa aber  
 bist Du mit einem wort gesagt

Fünf Versgruppen à fünf Zeilen, ungereimt, zur Andeutung lyrischer Sprachlogik hier in Kleinschreibung gehalten, die nur im direkten Verweis auf Gottes Du im Sinne der Heraushebung zur Großschreibung greifen. Gott bleibt in aller Möglichkeit der analogen Annäherung stets der Andere, uns eher unähnlich als ähnlich, von Versgruppe zu Versgruppe ausbuchstabiert: »un-aussprechlich«, »unsichtbar«, »unfassbar«, »unbegreiflich«, »unsagbar«. Alle Versuche ihn zu fassen, kommen nicht an ihr Ziel: sei es in den 99 schönen Namen Gottes, einer vor allem im Islam beheimateten ästhetisch-spirituellen Tradition, sei es in Bildern, Tempeln, Formeln und Begriffen oder frommen Reden.

Doch diese *via negativa*, diese Annäherung an Gott durch die Aufzählung all der vielen Unähnlichkeiten zwischen Gott und Mensch, wird an einem signifikanten Punkt durchbrochen. Nur an einem Punkt wird seine Gestalt, sein Wesen, sein Du im Sinne einer *via positiva* deutlich: in Jesus. Im Blick auf den Menschen Jesus werden die Grenzen der Analogie gesprengt. In »diesem Namen« lässt sich Gott benennen; in »diesem Menschen« zeigt sich sein Gesicht; in »diesem Leib und Leben« lüftet sich Gottes Geheimnis; mit »diesen Händen« berührt er die Welt; im »Mann aus Galiläa« ist Gottes Wort konkret fassbar. In Knapps Text findet sich so auf ganz eigene Weise poetisch verdichtet, was das Wort aus dem Johannesevangelium heißt: »Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat« (Joh 12,45). Hier wird deutlich: So sehr die Sprachregeln der Analogie jede metaphysische Deutung erfassen, so sehr bahnt der menschliche Zugang zum Jesus der Geschichte einen direkten, unmittelbaren, konkret gehbaren Weg, der über sich selbst hinaus verweist. Sein Fluchtpunkt liegt außerhalb des sichtbaren Bildes. Gleichwohl setzt er innerhalb des menschlichen Blickfeldes die Orientierung stiftenden Leitplanken. Religionspädagogisch

wird hier auf ungewohnte Weise deutlich, warum auch in der Annäherung an Gott der zentrale Weg über Jesus Christus führt.

#### 4 SAID – Renitente Gebete im Gottzweifel

Betreten wir poetisch, gesellschaftlich und religiös eine andere literarische Welt, die von SAID (\* 1947). 1965 kam er als Student nach München. Aufgewachsen ist er in Persien, in der Hauptstadt Teheran. Ein Muslim? Ja und nein: »ich persönlich habe diese religion nie praktiziert«, schreibt er 2005 in dem autobiographischen Essayband »Ich und der Islam« – wie fast stets in seinen Werken als Kennzeichnung dichterischer Sprache in durchgängiger Kleinschreibung. Gleichwohl ist ihm klar: »vom sozialen umfeld her bin ich ein muslim. denn meine kindheit fand in einem islamischen land statt.«<sup>10</sup> Kaum war SAID in Deutschland angekommen, nahm das Regime des 1953 an die Macht gekommenen Schahs mehr und mehr die Züge einer rücksichtslosen Diktatur an. In der diktatorischen Todesmaschinerie werden Freunde und Verwandte SAIDs verhaftet, gefoltert und ermordet. An eine Rückkehr des politisch aktiven jungen Mannes ist nicht zu denken. Aus dem Auslandsstudium wurde erst ein Asyl, dann ein Exil. Seine hier entstehenden Texte stammen so aus einem Niemandsland zwischen Orient und Okzident – heimatlos, zerrissen, gerade so brückenbauend.

Im Jahr 2007 sorgten Texte SAIDs für Aufsehen und Diskussionen. Nicht um Liebe oder Politik kreisten die nun vorgelegten Gedichte, sondern um Religion. »Psalmen« nennt er seine 99 Gedichte, im Titel ein bewusster Bezug zu den alttestamentlichen Gebeten, in der Zahl eine Anspielung auf die vor allem im Islam bezeugte Tradition der »99 schönen Namen Gottes«, auf die bereits das zuerst besprochene Gedicht von Andreas Knapp anspielte. Doch anders hier: »ich bitte dich oh herr / verate mir alle deine Namen / auch den letzten / den verborge-

---

<sup>10</sup> SAID, *Islam*, 8f.

nen«<sup>11</sup>, heißt es im allerersten Psalm. Den hundertsten Namen Gottes kennt der Mensch nicht, ihn kann er auch nicht kennen. Er bleibt unaussprechbar, ist er doch jener, um den nur Gott selbst weiß. Analoge Rede auch hier: Dem Menschen bleibt der Zugang zu den immer wieder neu benannten, sich stets nur annähernden 99 Namen, näher wird er Gott nicht kommen. Die in dem Band perlenschnurgleich aufgereihten Texte – entstanden eigener Aussage zufolge in einem Zeitraum von über elf Jahren – versuchen auf ganz eigene Weise, diese Namen Gedicht für Gedicht, Psalm für Psalm auszubuchstabieren.

Nach Lob, Preis und Dank wird man in den Psalmen SAIDs lange suchen, dieser Duktus interessiert den Dichter nicht. Durchaus findet man Bitt- und Klagetexte, für SAID sind die Psalmen jedoch vor allem eines: Texte der Rückfrage an Gott und der Einforderung des Eingreifens Gottes. In der christlichen Spiritualität hat sich erst in den letzten Jahren die vom Alten Testament gebotene Einsicht durchgesetzt, dass Klagen einer der Grundvollzüge einer lebendigen Gottesbeziehung sein kann. Aber »Einforderung«? Tatsächlich leben die biblischen Psalmen auch von diesem Sprachduktus: Gottes ausbleibende Hilfe wird nicht nur beklagt. Sein wirksames Handeln wird nicht nur erlebt, erbeten und erhofft, sondern konkret eingefordert. Diese spirituelle Haltung ist allerdings weder im Christentum noch im Islam weit entwickelt. Zwar sind die Psalmen als biblische Gebete im Islam durchaus bekannt, sie gehören aber kaum zu den spirituellen Grundtexten. Warum? Die »islamische Tradition erlaubt es nicht, mit Gott zu hadern, weswegen Mystiker auch heute im Iran scharf angegriffen werden«<sup>12</sup>, erklärt SAID – obwohl oder gerade weil derartige spirituelle Haltungen und Sprachformen in der islamischen *Mystik* durchaus verbreitet sind. SAID beruft sich denn auch selbst auf die große Tradition der persischen Mystik. Er schreibt sie auf seine Weise kreativ fort in die deutschsprachige Literatur des 21. Jahrhunderts.

<sup>11</sup> Ders., Psalmen, 7.

<sup>12</sup> Ders., Ich fordere mehr von Gott, 70.

Alle 99 Psalmen richten sich in direkter Anrede an den »herrn«. SAID gibt aber offen zu, an den Gott der monotheistischen Religionen nicht glauben zu können, bestenfalls auf der Suche nach ihm zu sein – ohne die Erwartung zu haben, ihn wirklich finden zu können. Die direkte Anrede an den kaum für existent gehaltenen Gott dient ihm dazu, »Gefühle wie Wut und Zorn auszudrücken«. Er will diesen »Gott auf Augenhöhe ... auf die Erde bringen«<sup>13</sup>, um von ihm Gerechtigkeit einzufordern. Genau das also findet sich in diesem Gedichtband: ganz eigenartige, heutiger Spiritualität verpflichtete Psalmen, in Form von »renitenten Gebeten«<sup>14</sup>, ausgespannt im Hallraum von religionsübergreifender Mystik, Islam, Judentum, Christentum und Humanismus. Texte der Suche und des Zweifels, nicht der Sicherheit und des Findens; Texte des Verlangens und der Sehnsucht, nicht des Wissens und der Glaubensgewissheit.

Nicht um satirische Transformation von Psalmen geht es hier also, nicht um zynisch-spielerische Beerbung – sehr wohl aber um eine stark eigeneprägte Form der Anknüpfung, um eine Wiederaufnahme einer lange Zeit unterbrochenen Beziehung: »herr / lass uns das gespräch wiederaufnehmen / nach langem erzwungenem schweigen«<sup>15</sup>, dichtet SAID, und an anderer Stelle: »gewähre mir die gebärden / die mir in deiner abwesenheit gewachsen sind«<sup>16</sup>. Blicken wir auf ein erstes Beispiel:

herr  
verlange nicht von mir  
über den umweg der sünde  
zu dir zu gelangen  
vielleicht genügen uns meine abgründe  
die mich zu deinen füßen führen  
und sieh die vögel  
die vor dem stein der kinder zum himmel auffliegen

---

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Alle: SAID, Niemandland, 9.

<sup>15</sup> Ders., Psalmen, 9.

<sup>16</sup> Ebd., 20.

als wären sie bestrebt  
mich dir näherzubringen

Dieser erste Beispieltext meditiert in ruhigem Bedenken die Beziehung des Gedichtssprechers zu dem angeredeten »herr[n]«. Die knappen, karg gesetzten Textzeilen ziehen den Leser hinein in eine den Psalmen vergleichbare rhythmisierte Sprachmelodie. Dennoch geht es nicht um Bestätigung, sondern um Gegenrede. Ein klassisches christliches Theologumenon wird zurückgewiesen: Der Weg des Menschen zu Gott müsse gerade nicht über »den umweg der sünde« führen. Die Beziehung zu Gott könnte ja auch allein aus den erfüllten »abgründe[n]« im Selbst wachsen. Das Bild der von dem Steinwurf aufgeschreckten Vögel, die zum Himmel emporfliegen, wird zum Vorbild eines möglichen Aufstrebens des Menschen zu Gott.

Kritischer, kantiger wirkt ein zweites Beispiel<sup>17</sup>:

herr  
gib dass ich unbelehrbar bleibe  
mich vor der kompatiblen vernunft schütze  
und deren postmodernen furien  
so dass ich meine erregbarkeit nicht verliere  
denn dann verlöre ich auch dich  
höre auf mich  
oh herr  
nicht auf diejenigen  
die auf dich hören  
denn sie sprechen  
von einer Mischung aus gott und vernunft  
nützlich und konvertierbar

Immer wieder greift SAID diejenigen an, die sich im Besitz Gottes glauben, die vorgeben, Gottes Willen zu kennen und auszuführen, die »gottesbesitzer« aller Couleur und Konfession, vorgeblich ihrem Glauben treu ergeben, in Wahrheit aber

<sup>17</sup> Ebd., 60.

Heuchler und (Selbst-)Betrüger: »doch befragen sie nie ihren gott / denn sie fürchten seine antwortlosigkeit«<sup>18</sup>, heißt es in einem anderen Gedicht. Selbsterklärte Gottes- und Sprachbesitzer, unfähig oder unwillig, die Grundregeln der analogen Gottesrede zu beachten – sie verstoßen gegen den Respekt vor Gott.

SAIDs Psalmtexte sind dabei auf mehreren Ebenen lesbar: Im Wissen um den Hintergrund des Verfassers kann man sie zum einen als kontrafaktische Gegenrede zu den biblischen Psalmen lesen, die im Spiegel der fiktiven Anrede des »Herrn« eigene Gefühle, Gedanken, Überlegungen in Sprache bringen. Das – gegebenenfalls gebetsförmige – Gedicht wäre so gesehen eine legitime und zwangsläufige Erbform des klassischen Gebets. Die biblische Sprachfolie wäre dann vor allem eine Quelle sowohl ästhetischer wie existentieller Anregung, die jedoch ganz eigenständige, die geistige Welt der Vorlagen verlassende Texte anstößt. Genauso gut lassen sich SAIDs Psalmen jedoch als Zeugnisse *innerhalb* einer Gottesbeziehung lesen und deuten, in der Klage und Einforderung eben jener Platz zukommt, der ihnen auch in der Bibel selbst gewährt wird. Folgt man dieser Lesart, so liegen hier Zeugnisse des Ringens um eine neue Gottesrede vor – aus tief verstricktem spirituellem Engagement heraus. Dann geht es um eine Gottesbeziehung innerhalb einer Religiosität, die von Auseinandersetzung und Konflikt bestimmt ist, von Unsicherheit und Zweifel, von Trotz und Erwartung gegen alle Erfahrung. Die Texte lassen beide Lesarten zu.

## 5 Dichter als Sprachlehrer der Gottesrede? Religionspädagogische Reflexionen

Mit Andreas Knapp und SAID wurden zwei sehr unterschiedliche, gleichwohl in ihrer intensiven Anknüpfung an religiöse Sprache verbundene Gegenwartsschriftsteller vorgestellt. Auf je eigene Weise verweisen ihre Texte auf die Aktualität und Dringlichkeit heutiger sprachlicher Annäherung an Gott. Und

---

<sup>18</sup> Ebd., 92.

nur zu deutlich tritt vor Augen, welche Potentiale in der Aufnahme derartiger Texte in religiöse Lernprozesse in Schule, Gemeinde und Erwachsenenbildung liegen können. All das ist anderswo breit entfaltet worden.<sup>19</sup> Im Rahmen dieses Buches und seiner Ausrichtung an einer Klärung der Beziehung von systematisch-theologischen und religionsdidaktischen Zugängen zu den Grundinhalten religiösen Lernens stellt sich jedoch eine konkrete Frage: *Wie* können die hier vorgestellten poetischen Texte fruchtbar in religiöse Lernprozesse eingespeist werden? Welches hermeneutische Modell kann hier gewinnbringend angewendet werden?

Die Einspeisung von literarischen Texten erfolgt nach dem Modell einer *doppelten Korrelation*. Um dieses eher ungewöhnliche Verfahren konkret zu erläutern, bedarf es einer kurzen Selbstvergewisserung im Blick auf diesen breit diskutierten Begriff. Sinngemäß greift ja bereits der Synodenbeschluss »Der Religionsunterricht in der Schule« (1974) das Konzept von Korrelation auf. Explizit zu Begriff und Programm wurde Korrelation jedoch erst im Zielfelderplan für die Grundschule von 1977 sowie im »Grundlagenplan für den katholischen Religionsunterricht im 5 bis 10. Schuljahr« (1984). Die jeweilige Orientierung an Theologie und Pädagogik, an Tradition und Gegenwartserfahrung versucht, den korrelativen Grundzug zu konkretisieren. Der Grundlagenplan<sup>20</sup> enthält in den begleitenden konzeptionellen Erläuterungen die wohl griffigsten Formulierungen dessen, was mit Korrelation gemeint ist. Woraus konstituiert sich »Glaube«? Aus der »Verknüpfung von Glaubensüberlieferung und jeweiliger Lebenserfahrung«. Dieses Prinzip ist noch nichts Religionspädagogisches, sondern »im Selbstverständnis des christlichen Glaubens selbst begründet« und somit ein »theologisches Prinzip«. Es lässt sich jedoch pädagogisch wenden, wenn man es auf Deutungs- und Erschließungsprozesse hin verlängert. Genau das soll im Religionsunterricht geschehen: »Leben aus dem Glauben deuten und

<sup>19</sup> Vgl. Langenhorst, Georg, *Literarische Texte*.

<sup>20</sup> Alle folgenden Zitate: Grundlagenplan, 241f.

Glauben angesichts des Lebens erschließen« – diese »Wechselbeziehung«, dieses gegenseitige Auslegen, Hinterfragen, Anregen, »nennen wir Korrelation«.

Wie also lässt sich in Übertragung des theologischen Korrelationsprinzips Korrelation als didaktisches Prinzip bestimmen? Es geht darum, »eine kritische, produktive Wechselbeziehung herzustellen zwischen dem Geschehen, dem sich der überlieferte Glaube verdankt, und dem Geschehen, in dem Menschen heute – z. B. diese Schüler und ihre Lehrer – ihre Erfahrungen machen«. »Kritisch«, weil eine gegenseitige Prüfung und Infragestellung ermöglicht werden soll; »produktiv«, weil sich auf beiden Seiten konstruktive Anstöße zu Veränderung und Fortentwicklung ergeben. Es geht somit um einen doppelpoligen »Interpretationsvorgang«, um einen »Prozess wechselseitiger Durchdringung zwischen Glaubensüberzeugungen und Lebenserfahrungen«, um Prozesse, die man im Unterricht »entdecken, erproben, herstellen« kann. Trotz aller Kritik und Infragestellung: Bis heute ist Korrelation in stets neu konkretisierten Spielarten die hermeneutische und didaktische Königsform des Religionsunterrichts, als grundlegendes Prinzip umgesetzt in ungezählten Lehrplänen, Schulbuchreihen und Handbüchern.

## 6 Prozesse doppelter Korrelationen

In welcher Art werden literarische Texte korrelativ nutzbar? Zum einen muss die zitierte Vorstellung einer »Verknüpfung von Glaubensüberlieferung und jeweiliger Lebenserfahrung« nicht in jedem Fall die unmittelbare Lebenserfahrung der Lernenden meinen. Die Schriftsteller/-innen sind ja selbst in solche Korrelationen eingebunden. Knapps Gedichte und SAIDs Psalmen sind augenfällige Ergebnisse korrelativer Prozesse, die hier in der Tat sowohl kritisch als auch produktiv wurden. In ihrer jeweiligen Lebenserfahrung wurden religiöse Texte und Impressionen so bedeutsam, dass sie diese in eigene, neue Sprachsetzungen gerinnen ließen. Umgekehrt betrachtet, befragen ihre heutigen Texte die traditionellen Formulierungen und Vor-

gaben im Blick auf ihre Validität und Stimmigkeit. Lernende können sich hier – sozusagen »von außen« – in diese Korrelationen einklinken und dem Wechselspiel zwischen traditionellen, in Sprachform gegossenen Erfahrungen und heutigen Erfahrungen hinter und in den literarischen Texten nachspüren. Hier handelt es sich also im Idealfall um eine *beobachtete, analysierte, bezeugte Korrelation*.

Sie kann auf einer zweiten Ebene jedoch auch zu einer *persönlich ausgestalteten Korrelation* werden. Sowohl die aufgerufenen intertextuellen Quellen (biblischer Psalm, kirchliches Gebet ...) *als auch* die ja bereits aus einer ersten Korrelation hervorgegangenen literarischen Texte von Knapp und SAID (oder auch Kombinationen und Mischungen) können dabei als jener erster Pol fungieren, der oben als »Geschehen, dem sich der überlieferte Glaube verdankt«, aufgerufen wurde. Zum zweiten Pol wird nun jedoch ganz unmittelbar jenes »Geschehen, in dem Menschen heute ihre Erfahrungen machen« – nämlich die konkreten Menschen vor Ort. Das Beispiel zeigt deutlich: Korrelationen können sich nicht nur – wie im Idealmodell von »Wechselseitigkeit« naheliegend – bipolar ergeben, sondern in pluriformer Variabilität.

In unserem Fall können Schüler/-innen so einerseits nachvollziehen, wie sich biblische Texte und spirituelle Traditionen der Vergangenheit auch heute noch korrelativ als fruchtbar und anregend erweisen. Heute lebende Dichter nutzen diese Traditionen, um ihrerseits ihre Gottesbeziehung und Gotteserfahrung durchzubuchstabieren: in Frage und Suche, in Affirmation und Zweifel, in Verkündigung und Provokation. Die Schüler/-innen selbst können sich andererseits angesichts dieser Texte und der dahinter aufscheinenden Erfahrungen auf eine Korrelation einlassen, in der sie nun *ihre ganz persönlichen* Lebenserfahrungen und Wirklichkeitsdeutungen einbringen – einerseits herausfordernd und in Frage stellend, andererseits herausgefordert und in Frage gestellt.

Und Analogie als einzig angemessene Sprachform der Gottesrede? Eindrücklich verdeutlichen die angeführten Beispiele, wie das angemessene Ringen einer Annäherung an Gott aus-

sehen kann: nicht zugreifend, sondern umkreisend; der Missbrauchsgeschichte des Wortes »Gott« bewusst, aber dadurch nicht zum Schweigen gebracht; der Entfernung zwischen Gott und Mensch eingedenk, aber trotzig bemüht um Nähe; in Formen der Anrede, aber im Wissen um Entzogenheit. Solche Texte können dabei helfen, überhaupt erst einmal eine bildstarke und identitätsstiftende »religiöse Gebrauchssprache« aufzubauen. Zudem können sie aber – formuliert im Anschluss an Thomas Schärtl – ihren ganz eigenen Beitrag dazu leisten, die »religiöse Gebrauchssprache« in eine »reflektierte Gebrauchssprache«<sup>21</sup> weiterzuentwickeln.

### Literaturverzeichnis

- Altmeier, Stefan, Fremdsprache Religion? Sprachempirische Studien im Kontext religiöser Bildung (= Praktische Theologie heute 114) Stuttgart 2011.
- Denzinger, Herbert/Hünemann, Peter (Hg.), Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, verbessert, erweitert, ins Deutsche übertragen unter Mitarbeit von Hoping, Helmut, Freiburg i. Br. 1991<sup>37</sup>.
- Knapp, Andreas, Tiefer als das Meer. Gedichte zum Glauben, Würzburg 2005.
- Kuschel, Karl-Josef, Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur, München/Zürich 1985.
- Langenhorst, Georg, »Ich gönne mir das Wort Gott«. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur, völlig überarbeitete Auflage, Freiburg i. Br. 2014.
- , Kinder brauchen Religion. Orientierung für Erziehung und Bildung, Freiburg i. Br. 2014.
- , Literarische Texte im Religionsunterricht. Ein Handbuch für die Praxis, Freiburg i. Br. 2011.
- SAID, Das Niemandsland ist unseres. West-östliche Betrachtungen, München 2010.
- , »Ich fordere mehr von Gott«. Gespräch mit Claudia Mende, in: Publik-Forum 13.06.2008, 70–72.
- , Ich und der Islam, München 2005.
- , Psalmen, München 2007.

---

<sup>21</sup> Schärtl, Thomas, »Gott und das Kaninchen«, 33.

- Schärtl, Thomas, »Gott und das Kaninchen«. Über Religion als Fremd- und Muttersprache, in: RpB 69/2013, 33–42.
- Spadaro, Antonio, Das Interview mit Papst Franziskus, Freiburg i. Br. 2013.
- Vorgrimler, Herbert, Neues Theologisches Wörterbuch, Freiburg i. Br. 2000.
- Zentralstelle Bildung der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Grundlagenplan für den katholischen Religionsunterricht im 5. – 10. Schuljahr, München 1984.